

ne Ex-  
Glück  
rutende  
Das  
feld in  
tische  
hatten,  
eben-  
Bei  
enfalls  
werden.  
stücke  
mittelst  
abge-  
Länge  
That;  
benügt  
einen  
bessen  
anfehn-  
Ber-  
zu dem  
it sind,  
aurath  
bnauth,  
Dies-  
es der  
tigstell-  
de des  
oll im  
te Vor-  
richts-  
zeitiger  
n Post-  
Kanis  
Schwur-  
Wahr-  
onaten  
erlichen  
ir ver-  
hnel,  
ühjahr  
nenden  
lte, er-  
Staats-  
nschuld  
einge-  
Guts-  
die be-  
auf der  
seinem  
feinen  
en soll  
Opfer  
Berun-  
ll die  
hegte,  
otterie  
auf Nr.  
64497  
11040  
31240  
46122  
88152  
84564  
97189  
21244  
30888  
41266  
52872  
80487  
93191  
11787  
23984  
34043  
54376  
97789  
3853  
11068  
22999  
33998  
38334  
50647  
62540  
72986  
79252  
85909  
93234  
boten.)  
Dorfe  
ch die  
lag  
grünen  
vom  
treifen

jogen zum Gipfel empor, ein trüber Himmel lag melancholisch über dem dunkeln Gebirg.  
Bald war ich unter dem Dach des mir empfohlenen wirthlichen Gasthofs, wo ich eine größere heitere Gesellschaft versammelt fand, welche auf den folgenden Tag einen gemeinsamen Ausflug ins Gebirg beabsichtigte. Ich saß Anfangs ganz bescheidenlich an einem Seitentisch in dem geräumigen Speisesaal, und verzehrte meinen Kalbsbraten. Da wandte sich einer der Herren am großen Tisch, ein stattlicher, bärtiger Mann mit jovialem Gesicht zu mir mit den Worten: „Erlauben Sie! Sie sitzen so trübselig allein! Darf ich Sie nicht einladen, in unsern Kreis herüberzukommen?“  
„Dankebar nahm ich an, und ward von den Herren und Damen freundlich begrüßt. Alle waren gar lebhaft und redselig; nur ein bagerer, weißhaariger und rothwangiger Herr in einem ziemlich abgeschabten Rocklein fiel mir durch sein Schweigen auf; je und je folgte er gespannt dem Gespräch, und seine grauen Augen blippen zu den Sprechenden herüber, dann versank er wieder in ein träumerisches Hinbrüten. Mein Nachbar, den ich über ihn fragte, flüsterte mir zu, der Herr sei erst auf Station P. zu ihnen gestiegen, und habe sich als ein Notar L. aus N. vorgestellt; er werde nur geschwätzig, wenn die Rede auf Gespenstergeschichten komme. Das schrie ich mir gleich hinter die Ohren, und gedachte den stillen Gast bald aufzuwecken.  
Indeß schlug mein freundlicher Nebeniger der Gesellschaft einen gemeinschaftlichen Punsch vor. Mit Jubel wurde zugestimmt; der Kellner eilte, und bald dampfte das würzige heiße Getränk auf der Tafel und in unseren Gläsern. Die Köpfe wurden warm, das Gespräch ging im Flug.  
Jetzt nahm ich mir den alten Herrn aufs Korn. „Es ist doch schade“, rief ich möglichst laut, „wie heutzutage alle Poesie zum Kuckuck geht! In alten Zeiten, wo der Wanderer auf unwegsamen Pfaden durchs Riesengebirg kletterte, da stieß er doch noch mit Unholden und Kobolden und dem alten Rübezahl zusammen, und hatte allerlei romantische Erlebnisse; und jetzt fahren sie dem armen Rübezahl gar mit der Eisenbahn auf den Leib; da muß er wohl oder übel mit all seinen Berggeistern auf und davon!  
Ich schaute nach dem Notar hinüber, und hatte mich nicht verrechnet. Hei, was seine grauen Augen blippen! „Ich muß dem ganz entschieden widersprechen“, klang die hohe, heisere und schnarrende Stimme des Notars zu mir herauf; „es gibt viele Dinge zwischen Himmel und Erde, welche der Menschen Weisheit nicht ahnt; und zum Exempel die Erlebnisse mit dem großen Berggeist, den Sie etwas unpassend Rübezahl zu nennen belieben, sind zu einem großen Theil zu gut beglaubigt, als daß es vernünftiger Weise gestattet wäre, sie alle ins Reich der Fabel zu verweisen.“  
Mit tiefem Ernst wurden diese Worte gesprochen. Eine allgemeine Heiterkeit entstand.  
„Herr Notar“, antwortete ich lachend. „Sie haben sich am Ende gar selber schon mit dem Rübezahl herumgeschlagen? Das müssen Sie uns erzählen! Ha, ha, Rübezahl im Jahr 1881 urkundlich nachgewiesen! Rübezahl und Eisenbahnstation, Rübezahl und die Lokomotive! Ein herrliches Ensemble! Rübezahl sollte hier in F. Billetkassier werden.“  
„Ich verbitte mir“, erwiderte mir scharf der Notar, „ich verbitte mir alle leichtfertige und oberflächliche Behandlung von so ernsten Materien.“  
Sein Ernst und Grimm reizte meine Laclust unwiderstehlich.  
„Die Geschichte heraus! Herr Notar!“ rief ich, und: „Die Rübezahlgeschichte erzählen, bitte, bitte!“ stimmte die Gesellschaft ein.  
Der Notar nahm aber von der übrigen Gesellschaft keine Notiz, sondern rückte mir mit seinem Stuhl gerade auf den Leib, und setzte sich dicht hinter mich.  
„Herr“, sagte er mit dumpfem drohendem Ton, „bestreiten Sie etwa die Möglichkeit der Existenz von noch anderen geistigen Wesen außer uns Menschen?“  
„Nein“, antwortete ich; „aber ich vermene mit dieser Frage nicht so offene Dichtungen der Volkphantasie, wie die Sagen von Rübezahl.“  
„Und warum“, schnarrte der Notar, „soll ein Berggeist im Riesengebirg weniger existieren können, als irgend ein sonstiges geistiges Wesen?“  
„Aber ich bitte Sie“, lachte ich ihn an, „konnten Sie etwa an Rübezahl denken, während Sie per Eisenbahn hieherfahren?“  
„Nimmer wieder dieser fade Einwurf mit der Eisenbahn!“ sagte mit unheimlich schriller Stimme der Notar; „hüten Sie sich, Herr! Der Berggeist fürchtet die Eisenbahn nicht!“  
Er zog sich an seinen Platz zurück; aber seine Augen blieben drohend auf mir haften.  
Dies verdross mich; wozu meinen Scherz so übelnehmen! Um so lustiger sprach und sang ich mit den andern, um dem Notar zu zeigen, daß mich seine thörichte Empfindlichkeit nichts kümmern. Aber seine grauen Augen ließen nicht von mir.  
Schon ging der Zeiger auf 12 Uhr. Es war schwül im Zimmer geworden, und mir war heiß im Kopf von dem Punsch. Ich griff nach meinem Hute, und trat hinaus ins Freie. Der Vollmond warf hie und da durch zerrissene Wolken seinen zauberischen Schein und wies mir die Kiebswege zwischen dem Gebüsch der Gartenanlagen. Diese zogen sich am Fuße eines der waldigen

Borberge des Riesengebirgs empor, und schlossen an ihrem oberen Ende mit einer von steilem Grashange überragten Rasenbank ab. Dort ließ ich mich nieder. Hinter mir zeichnete sich schwarz fern am Himmel das Gebirg ab; vor mir durchs Gebüsch glänzten die erleuchteten Soalfenster des Gasthofs herüber; vom Bahnhof her schimmerte auch noch ein Wächterlicht.  
Eine Weile mochte ich so gefessen sein, da wandelte mich ein sehuliches Verlangen an, in der Mondsnacht nach aufwärts zu steigen zu der waldigen Höhe, und rasch befand ich mich hoch oben inmitten des Dickichts, das den steilen Berggang bedeckte. Als aber das Mondlicht plötzlich entschwand und schwarzes Dunkel mich rings umgab, da besiel mich Schrecken und ich eilte wieder abwärts; aber mit einem Male zeigte mir ein hervorbretender Mondstrahl dicht unter mir eine furchbare jähe Felswand! Ich hatte mich verirrt, ich mußte wieder aufwärts, und immer, so oft ich abwärts wollte, kam ich wieder an des Abgrunds Rand. Welche Verlegenheit! wenn man mich im Gasthaus vermiste und suchte! Und eine Nacht im Wald zuzubringen, war auch nicht mein Geschmack. Also aufwärts wieder nach Rechts hinüber! Wieder brach das Mondlicht durch die Bäume und — o Freude, ich sah einen Fußpfad, der quer am Berg hinlief. Ich folgte ihm lange; dann aber ward es wieder dunkel; ich stieß auf Baumstämme, fiel in dorniges Gestrüpp, blieb stecken in klebrigem Schlamm.  
Mit Schweiß bedeckt, arbeitete ich mich vorwärts. Und jetzt — halt — was glißert und flimmert dort unten? Ist's ein Stern? Nein, das ist ein Licht! Ich bin gerettet! Abwärts kletterte ich, das Licht verschwand wieder, aber ich hatte mir die Richtung wohl gemerkt. Wieder, jetzt näher, leuchtete das Licht auf, und der Wald öffnete sich. Ich übersprang einen Graben und stand auf einem Damm; hell glänzten im Mondlicht die eisernen Schienen; es war ein Eisenbahngleise; und dort drüben, ganz nahe, leuchteten die Lichter eines Stationsgebäude.  
Du mußt schon umgelaufen sein, dachte ich bei mir, daß Du an die Eisenbahn gekommen bist. Wo bin ich denn wohl? Ich ging doch tiefer ins Gebirg, wie ich meinte, und dort gibt's gar keine Bahn! Ich wurde mir nicht klug über die Gegend. Nun, das Beste war, daß ich zu Menschen kam! Ich überschritt das Bahngeleise und näherte mich dem Stationsgebäude. Nahe der Signalglocke stand ein finster blickender Schaffner.  
Ich fragte ihn: „Wie heißt die Station?“  
Ohne eine Antwort zu geben, wies er auf einen aus dem Gebäude tretenden Herrn, der seiner Kleidung nach der Stationsvorstand sein mußte. Ich ging auf diesen zu; er sah mich an, — was war das? ästte mich das Laternenlicht? das waren die Bäume, das war die Gestalt des Notars! Eine merkwürdige Aehnlichkeit! Etwas befangen grüßte ich, sagte, ich habe mich verirrt, und fragte, wie die Station heiße.  
(Fortsetzung folgt.)

### Vermischte Nachrichten.

Der Eintritt der vollen Winterwitterung mit Eis und Schnee wird gewiß alle Thierfreunde veranlassen, die hungernde und frierende Vogelwelt durch Darreichung von Futter vor der bittersten Noth, ja vor dem Hinsterven zu bewahren. Damit das Futterstreuen aber auch in rechter Weise geschehe, sei in den nachfolgenden Zeilen auf einige von Prof. Dr. Liebe schon vor Jahren im Thierparkverein zu Gera gegebene sehr beachtenswerthe praktische Winke in Bezug auf die Fütterung der Singvögel hingewiesen. Stieglitzen und Hänfling sind ölhaltige Samen, als Weizen, Kaps, Hafer und Rüben an Willkommensten. Will man ein Uebrigtes thun, so steckt man dürre Disteln und Taborientengel auf die betreffenden Futterplätze. Amselein streut man geriebene Möhre, gelochtes Obst, Quark, Hollunder- und Vogelbeeren, Weizen, diese eifrigsten Vertilger von allerhand schädlichen Insekten und deren Brut, werden am liebsten klein geschnittene Rüb-, Kürbis-, Gurken- und Sommerrosenkerne, Talgstückchen, Hafer und gequetschten Hafer fressen; auch lieben diese Thierchen Fleischabfälle und picken unter den muntersten Geberden von Gänsegerippen, Schinkenknochen die letzten Fleischreste los. Den Goldammern und Haubenlerchen giebt man stärkemehlhaltiges Gefäme, den Zaunkönigen Ameisenpuppen und Mehlwürmer. Brod- und Semmelkrumen, welche man häufig streut, wirken in der Regel schädigend auf die armen Thiere, indem sich bei dem größeren Feuchtigkeitsgehalt der Luft im Winter in den Nachwaaren Säure entwickelt, welche letztere den Vögeln stets Durchfall zuzieht, an dem sie zu Grunde gehen. Schließlich sei bemerkt, daß Sperlinge, Elstern und Krähen auch ohne menschliche Hülfe durch die härtesten Winter kommen.  
Der Herzog Wilhelm von Braunschweig als „Dichter“-Freund. Nach Allem, was man über den verstorbenen Welfenfürsten gehört, war dieser eigentlich kein Freund der Poesie; aber einmal hat der sonderbare alte Herr doch um eines kleinen Verses willen seine ganze nähere Umgebung in Noth und Aufregung versetzt. Serenissimus hatten 1877 die braunschweigische Gernerbeausstellung mit einem Besuche beehrt und daselbst sogar gnädigst geruht aus der Müller'schen Postbranntweinbrennerei ein Schnäpschen entgegenzunehmen. An dem mächtigen

Fasse, aus welchem der „Müller'sche“ gezapft wurde, standen einige Reime und diese hatten es dem Herzog angethan. Einige Tage nach dem Ausstellungsbesuch saßen Se. Hoheit im Theater und langweilten sich. „Lauingen“, wandte sich der Landesherr plötzlich an seinen in der letzten Zeit wiederum viel genannten Hofmarschall, „wie hieß der Vers an dem großen Faß in der Ausstellung?“ „Bedauere unendlich, Hoheit“, stotterte der dicke Hofmarschall verlegen, „aber —“. „Nach Hause fahren, will Vers wissen“, befahl der Herzog höchst schlechter Laune. Nach Hause kam man bald, aber woher den verwünschten Vers nehmen, dessen sich auch aus der näheren Dienerschaft keiner zu entsinnen vermochte! Der liebedienersche Lauingen hätte trotz seines Geizes viel um die lumpigen Reime gegeben, aber es war spät Abends, die Ausstellung war bereits geschlossen und auch das Müller'sche Geschäft nicht mehr offen. Hoheit geruhten höchst ungnädig zu sein. Am andern Morgen wurde jedoch der Wunsch des Fürsten erfüllt. Auf feinstem, mit Goldrand umgebenem Belinpapier geschrieben, wird dem hohen Herrn bei der Chokolade von dem bienfithuenden Lakaien der Vers auf silbernem Teller präsentirt. Und wie lauteten die Reime, welche dem Nachkommen Heinrichs des Löwen eine unruhige Nacht bereitet hatten? Es sind die altbekannten burschikosen Kneip-Reime:  
„Der Brantwein schmeckt Morgens gut,  
Noch besser zu Mittag;  
Wer Abends einen nehmen thut,  
Ist frei von aller Plage.  
Gingegen soll der Brantwein  
Um Mitternacht nicht schädlich sein.“

Wie Brehm zu arbeiten pflegte. Der vor Kurzem verstorbene Naturforscher Brehm beobachtete bei Abfassung seines ausgezeichneten Buches „Thierleben“ eine eigenthümliche Methode. Der Gelehrte begann 6 Uhr Morgens seine Präparationen, diese dauerten bis 8 Uhr, um diese Zeit erschienen pünktlich zwei Stenographen, um zwischen den aufgeschlagenen zahlreichen Follanten bez. Manuskripten (historische Quellen) Platz zu nehmen. Brehm zündete sich jetzt eine Cigarre an, wandelte langsam in dem Zimmer auf und nieder und diktierte den Text, und dabei reichte sich in klarster Weise Satz an Satz, so daß später auch nicht die geringste Korrektur erforderlich war. Diese Arbeit dauerte täglich von Vormittags 8—10 und Nachmittags von 2—4 Uhr. Am andern Morgen überbrachten die Stenographen das in die gewöhnliche Schriftsprache überfetzte Pensum, die inzwischen kopirten Citate aus anderen Quellen wurden eingefügt und die Arbeit konnte fortgesetzt werden. Bei anderen schriftstellerischen Erzeugnissen war die — im Jahre 1878 verstorbene Gattin Brehm's eine treue Helferin. Der Gelehrte sandte während seiner Forschungsreise fast täglich einen stenographischen Bericht an seine Gattin, diese übertrug denselben in gewöhnliche Schrift und legte auf diese Weise den Grund zu den Tagebüchern, welche eine Fülle wissenschaftlichen Materials enthalten und nur theilweise veröffentlicht sind.

Die „postalische Findigkeit“ soll im Reichs-Postmuseum verewigt werden. Es liegt nämlich die Absicht vor, Brief-Ausschriften, deren Entzifferung besondere Schwierigkeiten verursacht hat oder die in anderer Weise merkwürdig sind, zu sammeln und im Reichs-Postmuseum zur Ansicht für das Publikum auszuliegen. Die Berliner Postanstalten sind deshalb angewiesen worden, auf Briefsendungen mit derartigen Aufschriften zu achten und die Empfänger um Rückgabe solcher Briefumschläge, bez. Postkarten zu ersuchen. Die Umschläge und Postkarten sind demnach dem dortigen Stadt-Postamte zuzustellen. Diese Maßnahme ist von dem Berliner kaiserlichen Stadt-Postamte angeregt worden, bei welchem schon seit einiger Zeit derartige Material gesammelt wird.

Wer Engel sucht in dieses Thales Gründen,  
Der findet nie, was ihm genügt.  
Wer Menschen sucht, der wird den Engel finden,  
Der sich an seine Seele sämtegt.

- #### Standesamtliche Nachrichten von Eibisföck
- vom 19. bis mit 25. November 1884.
- Geboren: 345) Dem Sattler Ernst Bernhard Rau hier 1 Z. 346) Dem Maschinenföder Emil Erdmann Seidel hier 1 S. 347) Dem Fuhrmann August Nürdtgott Weigelt hier 1 Z. 348) Dem Maschinenföder Gustav Hermann Seifert hier 1 S. 349) Dem Maschinenföder Ernst Bernhard Flach hier 1 S. 350) Dem Schuhmacher Benzl Schuldes hier 1 Z. 351) Dem Maschinenföder Louis Julius Reiter hier 1 S. 352) Dem Maschinenföder Gustav Emil Flemmig hier 1 S. 353) Dem Maschinenföder Oswald Gustav Anger hier 1 S.
- Aufgehoben: 45) Der Gaschlosser Moriz Robert Bomsel in Jwidau mit der Näherin Emilie Emma Wehnert in Wolfgrün. 46) Der Maschinenföder Friedrich Max Siegel hier mit der Maschinengehilfin Alma Weichner hier.
- Geschließung: 41) Der Kaufmann Ernst Theodor Benedict in Reichenbach i. B. mit der Maria Rida Taufcher hier. 42) Der Kaufmann Heinrich Emil Etäber in Buchholz mit der Rentiere Julie Ulrike Auguste Schubarth hier.
- Gestorben: 204) Der Sattlermeister Hermann Friedrich Teubner hier, 44 J. 6 M. 2 Z. alt. 206) Der Schneidermeister und Wittwer Friedrich Ludwig Anger hier, 78 J. 4 M. 3 Z. alt.